

Als noch ein Zaun auf dem Schulhof die Konfessionen trennte

Buch über Flüchtlinge und Vertriebene im Raum Osnabrück nach 1945 erschienen

Wer heute von Flüchtlingen spricht, meint Menschen aus Bosnien, der Türkei oder anderen Krisenländern. Vor 50 Jahren waren es zwölf Millionen Deutsche aus den Ostgebieten, die in die damaligen vier Besatzungszonen strömten. Viele von ihnen suchten auch in Osnabrück und im Osnabrücker Land eine neue Heimat. Doch nur wenige Menschen erinnern sich noch aus eigenem Erleben an diese Zeit.

Ein Team von Historikern der Universität Osnabrück ist nun der Frage nach dem Schicksal der Flüchtlinge und Vertriebenen nachgegangen, hat die Zeit von 1945/46 im Raum Osnabrück aufgearbeitet. In ihrem gerade erschienenen Buch (Kibo Nr. 4, Seite 16) haben die Historiker vorwiegend die Menschen aus dem damals deutschen Osten zu Wort kommen lassen. Zeitzeugen-Interviews, aufgenommen von 1985 bis 1995, spiegeln das dramatische Erleben dieser Menschen wider. Das Schlimme, das sie durchmachen mußten, bezog sich nicht nur auf die Flucht. Für viele begannen die Probleme erst, als sie in den Dörfern des Osnabrücker Landes in Häuser der Einheimischen kamen. Dort wurden ihnen oftmals Unterkünfte zugewiesen, in die die Bauern nicht einmal ihr Vieh untergestellt hätten. Sie wurden „Tolo-

pen Volk“ genannt, das nicht mal „richtig“ Deutsch sprechen könne.

Die Kirchen betreuten die Neubürger vor allem in seelischen Nöten. Auch wenn, wie zum Beispiel in Oesede, katholische Vertriebene in eine katholische Gemeinde kamen, gab es doch besondere Wünsche, etwa nach heimischen Gottesdiensten. Dabei sollte das Hedwigswerk helfen, 1948 gegründet. Altkreis und Stadt Osnabrück waren Hochburgen des Hedwigswerkes. 1951 zählten Gruppen in Borgloh, Georgsmarienhütte, Hasbergen, Iburg, Kloster Oesede und Oesede, Lüstringen, Osnabrück, Rulle und Wallenhorst zusammen über 850 Mitglieder. Nachfolgend veröffentlicht der Kibo Auszüge aus den Zeitzeugen-Interviews.

Frau Bu. (geboren 1916, Ostpreußen): Da sind unsere Kinder normal in die Dorfschule gegangen. Das war also überwiegend katholisch, der Ort Borgloh. Die wurden in die Klasse eingeordnet, bis dann mit einem Mal, da kamen die Borgloher drauf: Da sind zuviele evangelische bei oder was weiß ich. Jedenfalls wurden die abgetrennt. Da wurde auf dem Schulhof ein Zaun gezogen, und die ganzen evangelischen Flüchtlingskinder kamen in eine Klasse, von der niedrigsten Klasse bis oben hin. Und daß da nicht was zu lernen war, das ist wohl klar.

Herr Ho. (geboren 1920, Posen-Westpreußen): Gleich nach'm Krieg, wie ich kam und meine Frau kennenlernte – meine Frau war evangelisch und ich katholisch – , da kam der erste Schock dann schon: „Ah katholisch“, weil Westerkappeln, da war nur eine ganz geringe Zahl Katholiken, und die Schwiegermutter selbst stutzte auch, und das hab' ich jedenfalls auch lange zu spüren gekriegt. Und das hat sich dann aber im Laufe der Zeit ganz allmählich gebessert. Ja, salopp gesagt, die haben hinterher auch gemerkt, daß die Katholiken

auch Menschen sind, obwohl, das vergesse ich nie, man hat mir mal gesagt, „Katholisch, ach ja, das sind ja auch noch Christen“ also so war das gang und gäbe.

Herr Sa. (geboren 1921, Tschechoslowakei): Zunächst einmal war ja die Kirche, soweit der Vertriebene christlich gebunden war, ob er nun evangelisch oder katholisch war, zunächst einmal war ja die Kirche für ihn ein Stück Heimat. Die Vertriebenen, die sich auf dem Boden der Kirche zusammenfanden, die haben sich zusammengefunden, weil für sie beispielsweise das Singen der gemeinsamen Lieder aus der Diözese Breslau, das war für sie ein Stück Heimat. Sie erlebten in dem Gottesdienst, den der heimatische Priester hielt, ein Stück Heimat.

Frau Fi. (geboren 1931, Schlesien): Flüchtlinge, also das war die erste Zeit doch ein sehr hartes Wort. In der Schule die Kinder und so, die haben da sehr unter gelitten. Ich persönlich hab' das ja nicht mitgemacht, weil ich ja hier nicht in die Schule mehr gegangen bin, aber ich weiß, wenn meine Brüder, die kleene alle nach Hause kamen und so, oft genug, daß sie geheult haben. „Heut' hat der mich verhauen“, „Du doofer Flüchtling“ und „Du Ruck-

sackdeutscher“ – das war für die doch schon eine harte Zeit. Aber irgendwie haben die sich dann alle durchgeboxt.

Frau Sch. (geboren 1917, Pommern): Und die Einwohner Hellern kauften eigentlich wenig bei meinem Mann, obwohl wir lange in Hellern wohnten, aus dem einfachen Grunde, weil er nicht in den Vereinen mit drin war, Gesang-



Wohnungsnot: Sie war so groß, daß Bunker zu Wohnungen umgebaut wurden. Hier eine Mutter mit ihren Kindern im Stadtteil Schinkel.

Im Lager Eversburg: Bischof Berning besuchte 1950 polnische Zwangsarbeiter, die nicht in ihre Heimat zurück konnten und auf Auswanderungsmöglichkeiten warteten.



verein und Schützenverein. Mein Mann sagte, diese Saufereien mag er nicht. Und dann sagten sie, dann kaufen wir auch nicht bei dem.

Frau St. (geboren 1912, Schlesien): Die wollten uns ja auch alle nicht haben. Das können Sie sich ja denken. Da sind wir zuerst gekommen in so'n Kotten. Das werd' ich nie vergessen. Da waren wir schon die acht Tage unterwegs und hatten nie ein Bett oder irgendwas, wo wir uns hinlegen konnten, nur da auch in Lengerich haben wir ja schon auf dem Stroh, auf den Decken übernachtet. Das war schon ganz schön. Aber dann hab'

ich ein Zimmer gekriegt, das war so'n langer Schlitz, dahinten haben die Ratten genagt, da war ein Loch. Und in dem Zimmer war weder ein Tisch noch ein Stuhl noch sonstwas, gar nichts. Ich war erschüttert.

Frau Bu. (geboren 1916, Ostpreußen): Da standen die, auf'm Hof und unsere Kinder haben jeden Tag Milch geholt und Honig und na ja, was es damals gab. Und dann war noch so'n alter Junggeselle, der war in meine Tochter so vernarrt, die war damals so mit zwei blonden Zöpfen. Wenn die

morgens zur Schule ging, dann stand er schon, hat ihr einen Apfel zugesteckt oder hat gesagt, bring 'ne Flasche mit, ich mach' heute wieder Öl. Da wurde ja aus Raps und alles wurde schwarz gemacht. Dann kriegten wir 'ne Kanne Öl oder, also ich muß sagen, im Verhältnis zu den anderen ist es uns nicht mal schlecht gegangen.

at
„Zeitzeugen im Interview: Flüchtlinge und Vertriebene im Raum Osnabrück nach 1945“, herausgegeben von Klaus J. Bade, Hans-Bernd Meier und Bernhard Parisius, Universitätsverlag Rasch, Osnabrück, 216 Seiten, 48 DM.